

## 1. Kapitel.

### Der Garten des Alterthums.

**I**n der Absicht vorzugsweise das darzustellen, was uns noch heute nutz- und lehrreich ist, überfliegen wir die Geschichte des Gartens in der alten Zeit und im Mittelalter flüchtigen Fußes. Was wir von jenem, dem Alterthum, über den Garten kennen, ist zu wenig in formelle Gestaltung, zu wenig zur Anschauung zu bringen, um von praktischem Nutzen zu sein. Es befriedigt unser geschichtliches Interesse, aber es trägt nichts oder wenig zur Lösung der Frage bei, wie wir es machen sollen. Und dem Mittelalter fehlte wohl überhaupt ein eigener und origineller Gartenstil. Die großen Umwandlungen seiner Architektur scheinen am Garten vorübergegangen zu sein, ohne denselben zu berühren und zu verändern. Für uns beginnt die Kunstgeschichte des Gartens mit dem Anfang der modernen Zeit, mit dem italienischen Gartenstil der Renaissance, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß nicht auch dieser, wie alle Kunstübung, auf Tradition beruhe.

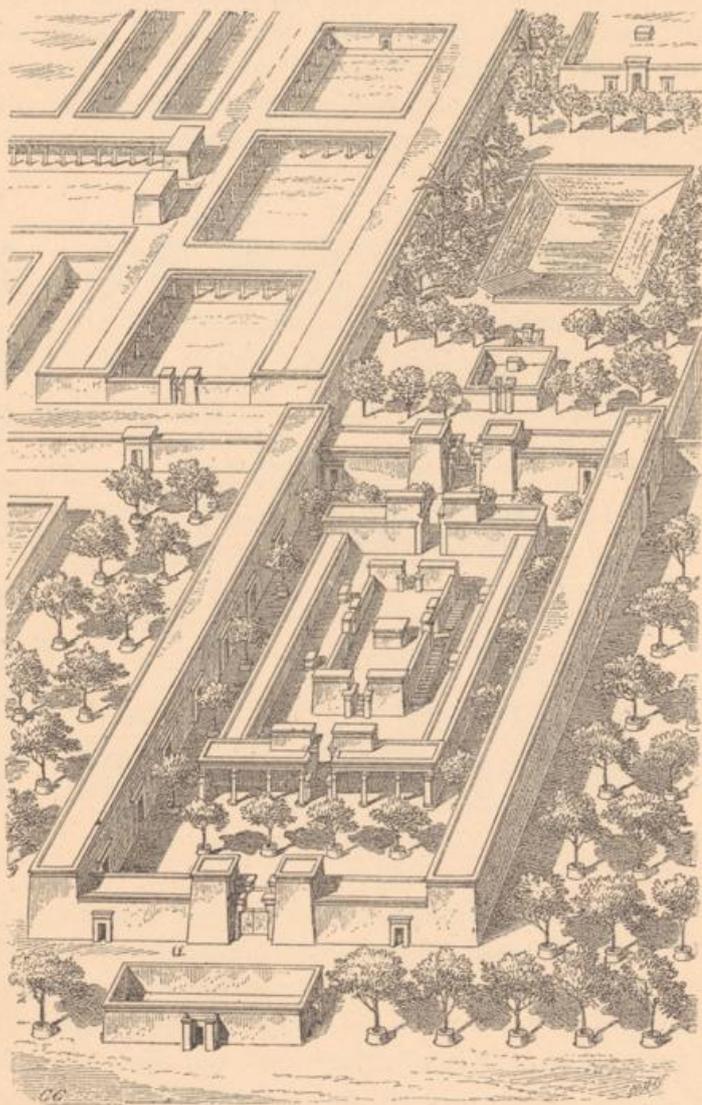
Die Geschichte des Gartens überhaupt, unserer Definition, daß der Garten die der Kunst unterworfenen Natur sei, entsprechend, beginnt dort, wo die Kunst zum ersten Male an die Natur herantritt und sie zur Lust des Menschen zu verbessern oder umzugestalten sucht. Das also ist vermuthlich dort geschehen, wo die Ansiedler der heißen Niederung ihre festen Lehmhütten mit Bäumen umpflanzten, mit Bäumen, die ihnen Schatten liehen oder eßbare Früchte gaben, mit Blumen, die ihr Auge erfreuten. Von hier aus

mag man sich einen Gang der Entwicklung oder kunstgemäßer Weiterbildung construiren, wie man will, wir wissen nichts davon. Wie der Garten zum ersten Male mit bestimmten Nachrichten und Abbildungen in die bewußte Geschichte eintritt, hat er jene ganze Entwicklung bereits zurückgelegt und tritt uns in bestimmten Formen entgegen.

Zur Zeit, da in Europa noch die Pfahlbauten bewohnt waren, wenigstens zu einer Zeit, von der wir gar nicht wissen, was und wer die Menschen waren, welche nordwärts und südwärts des Alpenwalls saßen oder wanderten, mehrere Jahrtausende vor unserer christlichen Zeitrechnung, da wohnten die Aegypter bereits in prangenden Gärten. Diese Gärten aber waren Werke der Kunst, wohl bedachte und wohlgeordnete Anlagen und Pflanzungen, wie nur die Gärten der modernen Zeit, in enger räumlicher wie künstlerischer Verbindung mit der Architektur, mit Haus und Palast (Abb. 20).

Die heiße Sonne, das grelle Licht, das tiefe Blau des regenlosen Himmels, das glühende Gelb der Wüstenhöhen, das rings den Horizont begränzte, riefen die Sehnsucht nach Grün und Schatten und Dunkel hervor, und so mußte hier in den üppigen Niederungen am Nil neben den erblühenden Künsten, unter den socialen Bedürfnissen eines früh verfeinerten Culturlebens auch die Kunst des Gartens erstehen. Was gepflanzt wurde, schoß schnell empor, und der Gründer konnte bald die Freude seiner Anpflanzungen erleben und genießen. Die Art, in welcher die Anlage gemacht wurde, in welcher der ägyptische Gartenstil, wenn man schon so sagen darf, sich ausbildete, war bedingt von der Beschaffenheit des Landes und dem Charakter der Wohnungen.

Wie im ganzen Morgenlande, erforderte auch in Aegypten die Herrlichkeit des großen Lebens für den Herrn oder Herrscher, für ihn selber, für die Frauen, für die überaus zahlreiche Dienerschaft, für die Borräthe, für Spiele und Feste, eine Fülle von Räumlichkeiten. Aber gerade im Gegensatz zu den massiv, gewaltig, für die Ewigkeit gebauten Stätten des Cultus, die in ihren Ruinen noch heute nach vier- bis fünftausend Jahren unser Staunen erwecken, waren die Paläste, die Villen, die Wohnstätten der Herrscher und der Großen nur Bauten von leichter und vergänglicher Art. Ein Conglomerat von Gebäuden, Gemächer, Hallen, Säulengänge, Pavillons, rechtwinklig an einander gefügt oder vereinzelt und zerstreut, Höfe, größere und kleinere, zahlreich umschließend, das Ganze im Rechteck von einer Mauer



20. Aegyptischer Palaſt mit Garten.  
 (Nach Perrot und Chipiez, Geſchichte der Kunſt im Aegypten.)

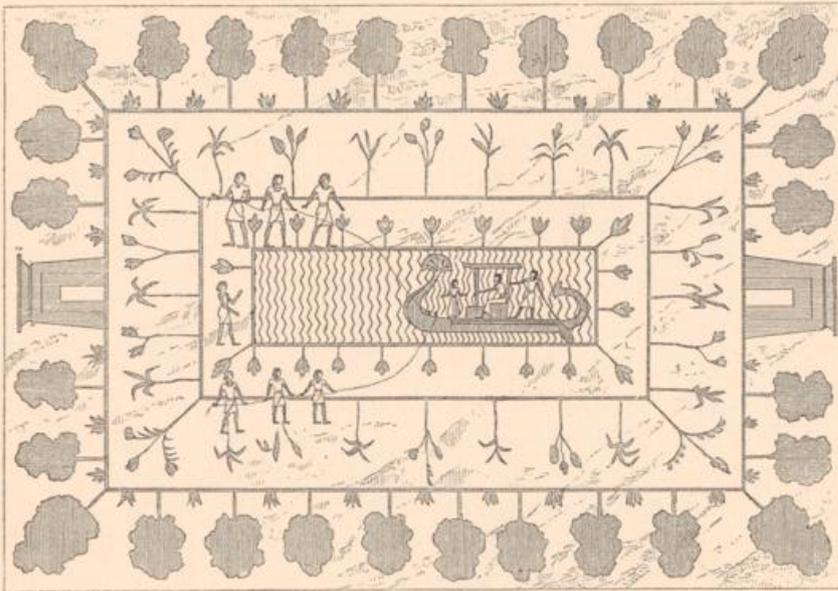
Öffentliche Saalhalle  
 im  
 Dünkeldorfer Bildungswerte  
 Saalhofstr. 1.

Öffentliche Saalhalle

im  
 Dünkeldorfer Bildungswerte  
 Saalhofstr. 1.



umgeben, so lagerten sie sich weitgestreckt innerhalb der Ringmauern der Städte oder außerhalb an den Ufern des Nils oder entlang den zahllosen Kanälen, welche das Wasser des großen Stromes befruchtend bis an den Fuß der Wüste trugen. Der gleiche Boden der Niederung, der grade Schnitt der Kanäle und ihrer Dämme, sie machten jede Anlage dieser ausgedehnten Wohnstätten regelmäßig, rechtwinklig, und wie die Anlage der Wohnstätten, so die Anlage der mit ihnen verbundenen Gärten. So lassen



21. Originalplan eines ägyptischen Gartens. (Abhand.)

es alle Zeichnungen von Wohnhäusern und Gärten erkennen, die sich auf den Wänden der Nekropolen erhalten haben, Zeichnungen, welche in einer den Ägyptern eigenthümlichen, von uns nicht geübten Weise Grundriß mit Aufriß verbinden (Abb. 21).

Das Bedürfnis hatte es veranlaßt, daß alles, was innerhalb des umgebenden Mauerrechtecks lag, wie ein Garten behandelt wurde, was von den Gebäuden umschlossen war und was außerhalb derselben lag. Die Höfe waren regelrecht mit Bäumen bepflanzt; Alleen von Platanen, Sykomoren, Cedern, Cypressen, Dattelpalmen, oder wie sie sonst das Land

darbot, durchschnitten rechtwinklig die ebene Fläche des Gartens wie eine Fortsetzung der Gebäude, in voller Harmonie der Linien mit der Architektur. Lusthäuser, farbig bunt bemalt und mit Darstellungen aus dem Leben verziert, schmückten bevorzugte Stellen oder suchten die stillsten, am dichtesten beschatteten Plätze: das bewegte Leben in den Großstädten des alten Aegyptens, bewegt und aufgeregert wie heute, ließ sie im Bedürfniß nach Erholung mit Begierde auffuchen. An Wasser kein Mangel; der Nil führte es mit seinen Kanälen herbei, wo man es wünschte. So gab es Brunnen in den Höfen und weite Bassins in den Gärten, im Quadrat oder Rechteck, mit gemauerten Ufern, an denen Stufen zum Wasser hinabführten, Bassins, groß genug, um buntgeschmückte Gondeln zu tragen, welche von Sklaven auf und ab gezogen wurden. Das stille Wasser war bedeckt mit den breiten Blättern und den sternförmigen, strahlenden Blumen des Lotus; dichte Hecken umzogen dasselbe; bunte Kioske erglänzten in seinem Spiegel, wohlgepflanzte Bäume in Kübeln oder Töpfen von gebranntem Thon waren entlang gestellt, entlang an den Ufern oder an den Wegen, wie bei uns Orangen und Citronen. An farbenprangenden Blumen fehlte es nicht, welche die Lüfte mit ihrem Duft erfüllten, welche die Damen ins Haar steckten oder als frischen Strauß in den Händen trugen oder den Göttern als Opfer darbrachten.

So war der Garten im alten Aegypten, zweitausend, dreitausend Jahre vor Christi Geburt, und vielleicht länger schon, ein Zeitgenosse der Pyramiden, eine Stätte des Vergnügens, des Luxus, der Cultur geworden, und mehr als das, er hatte bereits ein Prinzip, einen Stil. Und dieser Gartenstil, der wohl in den üppigen Niederungen der Nilufer seine Entstehung und erste Ausbildung erhalten, blieb der Stil des orientalischen Gartens durch das ganze Alterthum, durch die arabisch-sarazenische Welt des Mittelalters bis in die Gegenwart hinein. Nur China und sein Nachahmer Japan machen bei ihrer eigenartigen Cultur auch eine prinzipielle Ausnahme, ja einen Gegensatz.

Mit der Kunst ging der architektonische Garten Aegyptens hinüber in die Ebenen Mesopotamiens, wo die baumlosen Fluren Babyloniens und Assyriens allerdings andere Anstrengungen und Mittel zum gleichen Ziele erforderten, und die Fülle der Macht die gewaltigen Herrscher reizte mit Außerordentlichem, mit Wunderwerken ihre Unterthanen in Staunen zu versetzen. Die hängenden oder schwebenden Gärten der Königin Semiramis

in Babylon innerhalb der Ringmauern ihres weiten Palastes über dem Ufer des Euphrat bilden eines der Wunder der Welt: mächtige Terrassenbauten mit kühlen Grotten, Wasserwerken, Bäumen, Blumen und Rasen. Diodor berichtet, daß König Nebukadnezar solche Gärten für seine Gemahlin Amytitis errichtet habe, eine medische Königstochter, welche in der weiten Ebene Mesopotamiens nach den Terrassengärten an ihren heimischen Bergen Sehnsucht gehabt habe. So führte der König für sie einen Garten am Ufer des Stromes auf, der wie ein Gebirge das Land überragte. Man will noch heute seine Stätte erkennen. Zwanzig Wände thürmten sich aus gehauenen Steinen auf, elf Schuh von einander, belegt mit Quadern, welche eine feste, wasserdichte Fläche bildeten. Darauf wurde Erde hoch aufgeschüttet und in die Erde wurden Bäume gepflanzt, die bei guter Pflege und reichlicher Bewässerung bald Schatten gaben und Früchte trugen wie andere Bäume, die in ihrem eigenen fruchtbaren Erdreich stehen. Mit Stämmen von acht Schuh Dicke und mit einer Höhe von fünfzig Schuh waren sie von ferne wie ein hochragender Lustwald anzusehen. Hunderte von Jahren standen sie und überdauerten Reich und Herrscher, bis endlich, scheint es, die Quaderwerke unter der Last zusammenbrachen. Auch sonst waren die babylonischen Gärten mit ihren Palmen und Cypressen berühmt; noch unter Alexander dem Großen, der sie liebte und seine Laufbahn in ihnen beschloß, erfreuten sie sich der kunstreichsten Pflege.

Alexander der Große hatte seine Gartenliebe, wenn nicht schon in der makedonischen Heimat, deren Rosen schon damals wie heute im Ruf standen, so doch in Persien gelegt, wo nach der Eroberung die königlichen Gärten die feinen geworden waren. In Persien gab es zweierlei Gärten, die einen, kunstreich angelegt in Verbindung mit den Schlössern und Palästen in Terrassen an den Höhen aufsteigend, die anderen, von den Griechen Paradiese genannt, weite, baumreiche, mit Mauern eingefriedete Jagdhege. Die Perser liebten die Jagd leidenschaftlich, aber nach den Anstrengungen von Krieg und Jagd versielen auch sie wieder, wie die Geschichte lehrt, dem weichlichen Leben der orientalischen Herrscher.

Mit diesem Leben steht die Ausbildung des orientalischen Gartens in Verbindung. In Momenten der höchsten Energie fähig, versanken diese Herrscher wieder in lässige Ruhe und Erschlaffung. Dann war der Garten mit seiner Pracht von Blumen und Bäumen, mit seinem Duft und Schatten, mit seinen stillen, schimmernden Teichen und seinen rauschenden Brunnen

die Stätte der Erholung und Unterhaltung, die Stätte der Vergnügungen, der Haremsfeste, die Stätte von Spiel, Gesang und üppiger Schwelgerei. Monate lang, Jahre lang kamen die Herrscher nicht aus diesen gartengeschmückten Palästen heraus; Geschlechter gingen in ihnen zu Grunde.

So war der orientalische Garten schon im hohen Alterthum ein Wert der Kunst geworden, das dem Garten des Westens zum Vorbild diente, wenigstens großen Einfluß auf ihn übte. Aber Jahrhunderte, ja, im Vergleich zu Aegypten, Jahrtausende gingen darüber hin, bis der Garten in Europa die gleiche oder eine ähnliche Stufe erreichte. So hoch sich die Kunst in Griechenland erhob und so viele Zweige der menschlichen Thätigkeit sie umfaßte, so bildete doch der Garten keinen Theil derselben. Zwar macht schon Homer eine glänzende Schilderung der Gärten des Alkinoos, wobei wohl Gärten der Wirklichkeit seine Phantasie angeregt hatten, aber diese Gärten sind Obstgärten, deren Fruchtbarkeit, nicht deren Schönheit Preis und Lob erhält.

„Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,  
 „Voll der saftigen Birne, der süßen Feig' und Granate,  
 „Auch voll grüner Oliven und rothgesprenkelter Aepfel.  
 „Diesen erleidet die Frucht nie Mißwachs oder nur Mangel,  
 „Nicht im Sommer noch Winter das Jahr durch, sondern beständig  
 „Vom ausathmenden West treibt dies und anderes zeitigt.  
 „Birne reift auf Birne heran und Aepfel auf Aepfel,  
 „Traub' auf Traube gelangt, und Feig' auf Feige zum Vollwuchs.  
 „Dort auch prangt ein Gesilde von edlem Weine beschattet,  
 „Einige Trauben umher, auf ebenem Raume gebreitet,  
 „Dorren am Sonnenstrahl und andere schneidet der Winzer,  
 „Andere keltert man schon; hier stehen noch Herlinge vorwärts,  
 „Eben der Blüt' entschwellend und andere bräunen sich mählich.“

(VII. 114 ff.)

Dann erst nach der Fruchtbarkeit kommt auch ein wenig das Liebliche zum Ausdruck, erst am Ende und im Anhang des Nützlichen.

„Dort auch, zierlich bestellt, sind Beet' am Ende des Weinlands,  
 „Reich an manchem Gewächs und stets schön prangend das Jahr durch.  
 „Auch sind dort zwei Quellen: die ein' irrt rings in dem Garten  
 „Schlängelnd umher; und die andre ergießet sich unter des Hofes  
 „Schwell' an den hohen Palast; woher sich schöpfen die Bürger.“

Von einer Gartenkunst, viel weniger von einem Gartenstil ist also bei Homer noch nicht die Rede, und selbst die Gewässer dienen nicht der

Schönheit und dem Vergnügen, sondern dem Nutzen. Ebenjowenig ist das der Fall bei der berühmten Schilderung der Grotte der Kalypso und ihrer Umgebung.

„Ringsher wuchs um die Grotte des grünen Haines Umschattung,  
 „Erle zugleich und Pappel und balsamreiche Cypresse.  
 „Dort auch bauten sich Nester die breitgefiederten Vögel,  
 „Habichte, sammt Baumeulen, und sammt breitzüngiger Krähen  
 „Wassergeflecht, das kundig der Meereshäufige sich nähret.  
 „Hier auch breitete sich um das Felsengewölb' ein Weinstock,  
 „Rankend in üppigem Wuchs und voll abhängender Trauben.  
 „Auch vier Quellen ergossen gereiht ihr blinkendes Wasser,  
 „Nachbarlich neben einander, und schlängelten hierhin und dorthin,  
 „Wo rings schwellende Wiesen hinab mit Violon und Eppich  
 „Grüneten. Traun, wohl selbst ein Unsterblicher, welcher dahin kam,  
 „Weilte bewunderungsvoll, und freute sich herzlich des Anblicks.“

Das ist nicht ein Garten, sondern ein Stück romantischer Waldeinsamkeit, geschildert mit einem Natursinn, mit welchem der Dichter dem griechischen Genius vorausgeeilt war. Erst Sophokles mit seiner Schilderung des Haines von Kolonos ist ihm in Geist und Worten nachgekommen. Von einer eigentlichen Gartenkunst wissen die Schriftsteller der klassischen Zeit Griechenlands nichts zu erzählen, weil sie nichts zu erzählen haben. Zwar die Sitten des Lebens und des Cultus forderten einen großen Bedarf an Blumen, an Rosen, Veilchen, Hyacinthen, Narzissen, zu Kränzen und zu festlichem Schmuck; der Markt bot sie käuflich in Menge dar. Aber sie wurden in Beeten zum Schnitt gezogen wie Gemüse und untermischt mit Gemüse. Gärten umgaben wohl die Tempel, aber es waren Baumgärten, Haine, wie die Altis in Olympia, angefüllt mit Hunderten von Statuen der olympischen Sieger. Schatten brauchten auch die Spiel-, Übungs- und Versammlungsplätze, die Gymnasien, Lyceen, Akademien, aber es waren Baumreihen, Alleen, welche die Säulen begleiteten; unter ihnen luden Bänke die Peripatetiker zum Sitzen ein. Eine Gartenkunst, ein Prinzip der Anlage oder eine Anordnung und Pflanzung aus dem Gesichtspunkt der Schönheit ist bis auf Alexander den Großen nicht erkennbar, wie ja auch damals erst den Privatwohnungen ein reicherer Schmuck zutheil wurde.

Mit der makedonischen Eroberung aber ging das asiatische Gartenleben auf die hellenistische Welt über und von dieser auch auf Griechenland, wo es wissenschaftliche Richtung annahm, indem fremde, asiatische

Pflanzen acclimatijirt wurden, Theophrast eine Botanik schrieb und einen botanischen Garten anlegte. Nach dem Beispiele Alexanders des Großen wurden seine Freunde und Nachfolger Jäger und legten große Jagdgärten an; die Seleuciden aber in Antiochien und die Ptolemäer in Aegypten trieben Blumencultur und gingen auf künstliche Anordnung der Vegetation aus und bauten sich Grotten und schattige Lauben von Epheu und Weinreben.

Von hier aus, von dem orientalischen Garten, der nun hellenistisch geworden, ging die Gartenlust auf die Römer über. Die alten Römer, wie die anderen italischen Völkerschaften waren Ackerbauer, Italien war ein Ackerland von Alters her, und was gepflanzt und gebaut wurde, geschah zum Nutzen, nicht zum Vergnügen. Auch war es wenig reich an Arten der Bäume und der Blumen. Diesem Mangel wenigstens halfen zum großen Theil die griechischen Colonien in Italien ab, und wenn sie auch keine Gartenkunst brachten, so doch die Cultur fremder Pflanzen. So waren sie es, die den Delbaum und den Weinstock in Italien einführten, ohne welche heute und schon in der römischen Kaiserzeit dieses Land kaum denkbar erscheint. Sie brachten die Mandel, die Granate, die Kirsche, die Kastanie, und von Blumen die Gartenrose, die Lilie, die Myrthe, Veilchen und Crocus, Blumen, die später als Schmuck mit dem römischen Genußleben untrennbar vereint waren.

Alle diese Pflanzen verbreiteten sich mit der römischen Herrschaft rasch über das ganze Land, verwandelten so die Flora Italiens und bereiteten den Boden für eine großartige und ausgebildete Gartenkunst, die kam, wie die Stunde geschlagen hatte. Sie kam wie in Aegypten und Asien infolge des Luxus, des Reichthums, des verfeinerten Culturlebens und seiner Bedürfnisse. Die römischen Großen auf ihrem Siegeslaufe über die Stätten der hellenistischen und asiatischen Cultur brachten nicht nur die Reichtümer und die Kunstwerke heim, sondern auch Kenntniß und Verständniß orientalischer Sitten und orientalischen Lebens. Bis dahin von Thaten zu Thaten, von Anstrengung zu Anstrengung schreitend, draußen dem Kriege, daheim der kaum minder aufregenden inneren Politik und dem Parteitreiben ergeben, hatten sie die Ruhe wenig oder gar nicht kennen lernen, es sei denn einmal in der Stille des Landlebens, wo der Ackerbau, nicht Natur und Kunst im Bunde, sie gefesselt hatte. Jetzt aber fing es an ihnen zu ergehen wie den Großen des Orients: sie lernten nach den Thaten, nach den Anstrengungen, nach der höchsten Anspannung aller Kräfte auch die

Ruhe verstehen und genießen. Zu diesen Genüssen der Ruhe gehörte nun der Garten als Kunstwerk, als verschönerte Natur, der Garten mit seiner Stille und Kühle, mit dem erfrischenden Grün, der farbigen Pracht der Blumen und den blinkenden und rauschenden Gewässern. In den Hauptstädten der diadochischen Herrscher, an den alten Sizen der persischen Satrapen, hatten sie nicht nur kunstvolle Gärten gefunden, sondern die Städte selbst mit Gartenanlagen umgeben und verschönert gesehen.

Lucullus war der erste, der sich auf solches Leben orientalischer Großen verstand, der erste, der in Rom den Garten nach orientalischem Muster einführte. Sein Garten auf dem Mons Pincius wurde das Vorbild. Bald folgten alle die Großen, Sallust, Hortensius, Pompejus, Cäsar, Mäcenäs, dann die Kaiser nach der Reihe. Ein Kranz von Gärten zog sich über die Höhen von der heutigen Porta del popolo über den Pincius bis zum Quirinal und Esquilin an der Ostseite der heutigen Stadt, und nicht minder krönten sie gegenüber die Höhen des Janiculus und Vaticanus und zogen sich von ihnen zum Tiber hinab.

Aber auch die Stadt mit ihrem Lärm und Menschengewirre, mit ihren Anregungen und Aufregungen wurde den gereizten Nerven zu viel, und die Stadtgärten genügten nicht mehr der Sehnsucht nach Stille und Ruhe. So wurde das Land aufgesucht, die Thäler, die Höhen, das Meer, überall wohin kein Lärm drang außer den Klängen der Natur, wo die zahllose Schaar zudringlicher Klienten den Patronus nicht mehr erreichen konnte, wo er sich selbst, der Natur, der Literatur und Wissenschaft lebte. So entstanden die Villen und mit den Villen die großen ländlichen Gärten, die sich überall hin durch das römische Reich verbreiteten, durch Italien wie durch die Provinzen.

Von oben herab wurde nun die Gartenlust allgemein vom Kaiserpalast bis zum Bürgerhause, dessen Anlage ihre Befriedigung begünstigte. Die zwei Höfe, welche in der Regel das römische Haus umschloß, vorne das Atrium, dahinter das säulenumgebene Peristyl oder Cavadium, wurden gartenartig gestaltet, sei es auch nur, daß der kleine mittlere Raum des Atriums mit Rasen oder frisch grünendem Moose bedeckt wurde, worüber ein Springbrunnen seinen Staubregen ergoß. War das Atrium größer, wie gewöhnlich das Peristyl im vornehmen Hause, so gab es eine hübsche Eintheilung der Fläche in Blumenbeete, Pflanzen und plastische Figuren zwischen den Säulen, Brunnenfiguren und vertiefte Bassins, in denen Fische

gehalten wurden. Grün und blühend, duftig und kühl in der umgebenden Säulenhalle, gegen die Sonne wohl mit bunten Decken überspannt, waren diese kleinen Hofgärten in heißer Sommerzeit und an den wärmeren Tagen des Winters, wie Rom sie zahlreich kennt, ein höchst angenehmer Aufenthalt.

Aber das römische Stadthaus bot noch mehr der Gartenlust. Wie heute, so sah man auch im alten Rom oben auf den flachen Dächern der Häuser kleine Gärten mit blühenden Sträuchern, schönen Pflanzen, schattigen Lauben, in denen man sich über dem Dunst der Tiefe der frisch strömenden Luft erfreute. Wenn irgend der Raum es erlaubte, so gab es auch einen Garten hinter dem Hause, wenn auch nur einen schmalen offenen Streif mit blühendem Gebüsch oder einigen Bäumen, dessen Ende ein Gartengemälde an der Mauer, das als Fortsetzung gedacht war, erweitern und ergänzen mußte. •

Diese Gartengemälde, wie es scheint, eine verbreitete Sitte in der ersten römischen Kaiserzeit, geben uns in ihren Ueberresten zu Rom und Pompeji noch heute eine Vorstellung, wie diese Stadt- und Hausgärten beschaffen waren, denn eine Beschreibung fehlt uns selbst von den vielgerühmten Gärten des Lucullus und seiner Nachfolger auf den Höhen der Stadt. Aus jenen Bildern kann man schließen, daß Anordnung und Pflanzung stets regelmäßig gehalten waren. Die Wege zwischen hübschen Gittern und Hecken zogen sich in gerader Richtung, die Bäume stellten sich in gleichen Abständen einzeln oder neben einander in geschlossenen Alleen oder bildeten Gruppen auf geradlinig begränzter Grundfläche. Zwischen ihnen standen Springbrunnen, die aus Schalen ihre reichlichen Wasserstrahlen empor schleuderten, oder Figuren von Göttern und Nymphen mit Urnen, aus denen das Wasser hervorströmte. Bunte Vögel flattern umher und bauen ihre Nester zwischen den Zweigen. Fast sollte man glauben, daß die heutigen Gärten Roms, der Garten der Villa Medicis, der Villa Ludovisi, mit ihren Cypressenalleen, mit ihren dunkeln Laubgängen von Lorbeer und Eichen, ihren gradlinig durchschnittenen Bosquetten und ihrem offenen Parterre vor der Villa, die Tradition der altrömischen Gärten, auf deren Stätten sie sich befinden, treu bewahrt haben.

Anders und besser sind wir mit dem Garten der Villa daran. Zwei Briefe des jüngeren Plinius geben in ausführlicher Weise die Beschreibung zweier Villen, die er besaß, die eine bei Ostia am Meere gelegen, die andere am Abhang der toscanischen Berge in der Nähe des Tiber. Die letztere namentlich

besaß einen ausgedehnten, mit aller Kunst angelegten Garten, von dessen Art und Stil wir eine gute Vorstellung erhalten, wenn es auch schwer ist, nach der Beschreibung ihres Besitzers sich von Villa und Garten einen Grundriß zu zeichnen.

Die römische Villa war kein regelmäßiger Bau wie gewöhnlich das Stadthaus, das einem bestimmten Schema folgt, wie sehr auch Lage, Größe, Beschaffenheit des Bodens und Bedarf und Rang des Besitzers zu Veränderungen oder Erweiterungen zwingen. Nicht so die Villa. Hier lebte der Römer sich allein oder der Gastlichkeit. Hier wollte er Land und Meer genießen zu jeder Tageszeit, zu jeder Jahreszeit. So gab es in der Sevilla Räume gegen das Meer geöffnet oder über das Meer hinausgebaut, Räume nach der Gegenseite, wo das Getöse der Wellen und das Saufen des Sturmes nicht gehört wurde. Es gab Räume gegen Norden, welche der Besitzer im Hochsommer bezog, andere gegen Süden für den Winter, andere wieder, welche die Sonne den ganzen Tag auffingen. Es gab Gemächer, so still und abgelegen, daß auch nicht das Geräusch der geschäftigen Diener zu ihnen drang. Gemächer zum Speisen, zum Studiren, zum Tagesaufenthalt, zum Schlafen wechselten nach der Jahreszeit; die einen mit weiten Fensterthüren waren der schönen Aussicht gewidmet und ließen das Licht hereinströmen, andere wieder verschlossen sich der Helligkeit und ließen durch dichtbelaubte und umrankte Gitter vor den Fenstern nur ein dämmerndes Zwielicht herein.

So war die Villa des römischen Großen ein unregelmäßiges Gebäude, eine Verbindung verschiedener, nicht einmal unter einem Dache verbundener Räumlichkeiten, auf einem Grundplan, der alle jene Beziehungen und Bedürfnisse zum Ausdruck brachte. Säulenhallen vorne und rückwärts, niedrige Dächer von verschiedener Höhe und Construction, Thürme, Pavillons, Erker und Beranden, viele Thüren, Fenster hoch und tief, zum Theil bis auf den Boden herabgehend, buntverzierte oder mit grünem Schlinggewächs bekleidete Mauern gaben der Villa ein wechselvolles, beinahe phantastisches Ansehen. Beinahe phantastisch — denn über allem Detail, über aller Ornamentation waltete doch der maßvolle, besonnene, die Grenzen der Schönheit nie überschreitende Geist der griechischen Kunst, der selbst die freien und freiesten Decorationen der ersten römischen Kaiserzeit noch beherrscht.

Dieser Geist lebt auch in der Kunst des römischen Gartens. Die Freiheit und Unregelmäßigkeit in der Anlage der Villa mußte sich in den

zu ihr gehörenden Garten fortpflanzen, aber es geschah nicht im Geiste der Naturromantik wie im achtzehnten Jahrhundert, als der Gartenstil von dem französischen in den englisch-romantischen überging; es geschah nicht in dem Sinne, daß die Natur über die Kunst herrschte, sondern umgekehrt, die Kunst legte der Natur ihre Regeln auf, ja sie that ihr Zwang an.

Der römische Billengarten umschloß vielerlei Detail, wie der vornehme Herr dessen für sein Leben bedurfte. Er brauchte Sonne und Schatten, Blumen und Grün, wie sich von selbst versteht; er brauchte einen Platz für seine körperlichen Uebungen, wie z. B. für das Ballspiel; er brauchte eine Reitbahn, den Hippodrom; er brauchte eine Allee, einen Laubgang, in welchem er sich liegend auf seiner Sänfte von seinen Sklaven umhertragen ließ; eine Vorrichtung von Tisch und Bänken, wo er allein oder mit seinen Freunden speisen konnte; er brauchte stille Plätze zum Lesen, zum Meditiren, zum Dichten auch, wo kein Geräusch an sein Ohr schlug als das Rauschen des Brunnens, das Gemurmel der Quelle oder das Säuseln des Laubes.

Das alles findet sich in dem toscanischen Garten des Plinius; er beschreibt es eines nach dem anderen, doch ist es schwer (wie es von Schinkel versucht worden), sich die Lage und Folge des Einzelnen vorzustellen oder aufzuzeichnen. Es ist auch unnöthig, da ja die Gruppierung der Villa und die Beschaffenheit des Bodens überall Aenderungen hervorrufen mußten.

Draußen schon vor der Villa war der Boden in leichter Senkung geebnet und in Rasenbeete getheilt, die mit Buchsbaumheiden eingefriedet waren. Auf diesen Heiden, aus ihnen hervorgewachsen, standen Thiergestalten wie im Kampfe, aus dem lebendigen Buchs herausgeschnitten. Soviel als Innenhöfe von den Baulichkeiten umschlossen waren, das zeigte Blumenbeete, Springbrunnen, schattige Platanen und umrannte Gitterwände oder ephreubekleidete Mauern. Der Garten hinter dem Hause besaß ebenfalls seine mit Buchs eingefasteten und mit Thierfiguren überwachsenen Rasenbeete, die, in allerlei Formen gezeichnet, doch symmetrisch angelegt waren. Aber ebenso gab es andere Theile, wie freie, blumige Wiesen gehalten, oder Baumgruppen von waldartiger Erscheinung. Dazwischen Alleen von Platanen, Ulmen, immergrünen Eichen, deren Stämme von dichten Ranken umwachsen waren, so daß der Baum in Grün prangte von der Wurzel bis zum Gipfel. In diesem größeren Theil des Gartens lag der Spielplatz zu den körperlichen Uebungen und zum Ballspiel, dann der Hippodrom, die Reit-

bahn, ein breiter, offener, von Cypressen dicht und dunkel beschatteter Weg, der von der Villa aus gradlinig in den Garten einschritt, oben im Halbkreis wendete und gradlinig wieder zurückkehrte; ferner drittens die Promenade, ein langer, von Bäumen beschatteter Gang, in welchem sich der müde Herr, in seiner Sänfte auf weichen Kissen liegend, von seinen Sklaven spazieren tragen ließ. Von Ulme zu Ulme schlang sich die Rebe wie heute in Italien oder bildete, getragen von gemauerten Pfeilern, Lauben und Laubgänge, die Pergolen (*pergulae*), wie sie ebenfalls die Tradition bis heute treu bewahrt hat.

Zu Grün und Blumen bildete das Wasser einen Hauptgegenstand des Gartens. Hatte man nicht lebendigen Quell, der durch den Garten floß, so leitete man es in Röhren weit her. Man bedurfte seiner in Massen Rasen und Blumen im Sommer frisch zu erhalten, und machte seine Anwendung zu einem Gegenstand der Kunst und des anmuthigen Vergnügens. Schon die Besprengung, die man wechselnd hier- und dorthin wie einen Regen sich ergießen ließ, war ein Gegenstand durchdachter Kunst. Man leitete das Wasser im natürlicheren Theile des Gartens wie einen Wildbach, ließ es auf abschüssigem Terrain in Cascaden herabfallen und unter Bäumen weiter fließen. Da fand sich denn auch gewöhnlich das stille Dichter- oder Denkerplätzchen für den Hausherrn an murmelnder Quelle, ein Plätzchen, das er wohl noch mit der Statue einer Nymphe schmückte. Und das war wohl das Gewöhnliche in diesen vornehmen Villengärten, daß sich die Sculptur, die den ganzen Garten zu schmücken hatte, auch zum Wasser gesellte, sei es, daß man ein gemauertes Bassin mit Figuren versah, sei es, daß man es aus der Urne einer Wassergottheit hervorrauschen oder von einer Statue, einem Triton aus seiner Muschel, von einem Schwane, den ein Knabe bändigte, aus seinem Schnabel empor schleudern ließ. Sculpturen dieser Art sind ja noch zahlreich zu sehen in den Sammlungen von Rom und Neapel. Auch zu ergötzlicher spielender Unterhaltung wurde das Wasser benützt. Man lagerte an seinem Rande zum Speisen, und wenn man sich niederlegte auf die Marmorbänke, so brach darunter das Wasser hervor, als ob es durch den Druck geschähe; die schwereren Schüsseln setzte man auf den gemauerten Rand des Beckens und die kleineren ließ man auf dem Wasser schwimmen in Gestalt von Schiffchen oder Wasservögeln.

So bot der römische Garten Kunst und Natur vereint, und beide vielleicht über das Maß hinausgeschritten. Die Kunst hatte bereits, wie

aus den geschnittenen Figuren und Thierbildern zu ersehen, die Gestalt der Künstlichkeit angenommen, und mit der Natur, wo man ihr scheinbar freie Entfaltung ließ, hatte man es nicht auf Schönheit, sondern auf Stimmung, auf die Empfindung der Einsamkeit, der Stille, des Poetischen abgesehen. Der Garten als Kunst war also weit vorgeschritten, weiter als das, was wir vom alten orientalischen Garten wissen, von dem er doch angeregt war. Der römische Garten war in dieser Gestalt, wie ihn Plinius schildert, sein Eigen geworden.

---